

Darja Klingenberg

Über eine Teeschale  
Oder von alltäglichen  
Gegenständen, flüssigen Bindungen  
und fließenden Grenzen  
postsowjetischer Migration

Beitrag im Rahmen der Werkstatt „Future Memories. Erinnerungskultur(en) der  
Migrationsgesellschaft“, Berlin, 2019

*Eine Veranstaltung der Akademieprogramme des Jüdischen Museums Berlin und des  
Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin*



Jüdisches Museum Berlin

Darja Klingenberg

**Über eine Teeschale**

Oder von alltäglichen Gegenständen, flüssigen Bindungen und fließenden Grenzen postsowjetischer Migration



Flo Maak (2018): *Pialka*, Frankfurt am Main

*Piala*, *Pialka*, *Pialuschka* nennen sich die aus feinem Porzellan gefertigten Teeschalen, aus denen in zentralasiatischen und in manchen russischsprachigen Haushalten Tee getrunken wird. Auch bei mir zu Hause stehen vier ein wenig ramponierte blau-weißgoldene *Pialuschki*, irgendwann mitgebracht aus Duschanbe in Tadschikistan, wo meine Mutter aufwuchs und ich geboren wurde.

Die *Pialkas* begleiten mich bis heute durch alle meine Wohnungen. Einmal führten sie zu einem großen WG-Eklat. Mein Mitbewohner, ein Künstler, hatte Glasätzungspaste für ein Projekt mit Radierungen in meinen *Pialuschkas* angerührt. Ich war sauer und um meiner Empörung Nachdruck zu verleihen – mein Mitbewohner verstand nicht, warum ich wegen des bisschen Porzellans einen Aufstand machte – erklärte ich ihm, die Schalen seien noch von meiner Großmutter aus Tadschikistan. Damit war die Diskussion beendet. Bis heute treibt die Geschichte „wie Jeronimo einmal in einem Akt kultureller Ignoranz die Schalen meiner Oma zerstörte“ – so die überlieferte Formulierung – dem politisch korrekten Freund die Schamesröte ins Gesicht. Um ehrlich zu sein, weiß ich jedoch gar nicht, woher meine *Pialkas* kommen: Ob sie wirklich von meiner Großmutter stammen oder einfach als Souvenir in Moskau, Taschkent oder Duschanbe auf dem Markt gekauft wurden. Es ist auch nicht so, dass sie eine hervorgehobene Rolle in meinem Leben spielen. Sie sind und waren einfach da und bilden eine Verbindung – ohne dass ich genau formulieren könnte, wohin und wozu.

Als Alltagsgegenstände sind die *Pialkas* gerade keine Ausstellungstücke einer oder gar meiner kulturellen Identität. Sie sind keine nostalgischen Objekte, sondern Dinge meines täglichen Gebrauchs. Aus ihnen schmeckt Tee manchmal auf eine besondere Art. Mir gefallen das tiefe Blau und die klaren Formen der *Pialkas*, die Atmosphäre, die sie erzeugen, die Erinnerungen an andere Orte, die sie heraufbeschwören können. Zugleich nutze ich die Schalen oft gar nicht für Tee,

sondern verwende sie als Schälchen, ihr Gebrauch verändert sich mit der Zeit und an verschiedenen Orten. Auch daher mag ich es, in den Wohnungen meiner Mutter oder meines Onkels auf Pialas zu stoßen, sie auf Familienbildern oder in Kinderbuchillustrationen zu entdecken.

### „Kannst du noch Teewasser aufsetzen?“

Ich wuchs in einem Haushalt auf, in dem die erste Tätigkeit beim Betreten der Küche das Aufsetzen von Teewasser war. Nach dem Aufwachen, wenn man von einem Spaziergang nach Hause kam, in Krisensituationen oder wenn Gäste um zwei Uhr nachts lautstark über Kunst, Politik oder das richtige Ende eines Witzes diskutierten – irgendwann kam die Aufforderung, Tee aufzusetzen. Die stetigen Infusionen prägten mich: Tee wurde und ist für mich flüssiges, warmes, goldenes Zuhause. Wenn ich verreise, nehme ich zur Sicherheit schwarzen Tee und Kräutertee mit. Neue Unterkünfte eigne ich mir an, indem ich nach einem Gefäß suche, in dem ich Tee kochen kann. Ich finde zielsicher die schönste Tasse jeder Wohnung, begnüge mich in der Not auch mit Marmeladengläsern oder Wasserkrügen. Wer schon mal mit mir wohnte, reiste oder das Büro teilte, weiß, mein Komfort korreliert unmittelbar mit der Verfügbarkeit und Qualität von Tee.

### Fließende Grenzen

Was auch immer russische oder postsowjetische Identität bedeuten mag, sie entfaltet sich, so meine Überzeugung, durch Tee – nicht durch Wodkatrinken. Während einer Forschungsarbeit zu russischsprachigen Migrant\*innen lernte ich beim Führen der Interviews einhundertundeine Formen der Teezubereitung kennen: Nur wenige kochten Tee, wie ich es kenne – in einer Kanne. Viele bereiten ihn als Konzentrat, als sogenannte *Sawarka*, in einem kleinen Kännchen. Einige Tropfen werden dann in der Tasse mit heißem Wasser verdünnt. Andere öffnen fein verzierte Metallschatullen mit vielfältigem Teebeutelassortiment oder stellen einzelne Tassen mit Teebeuteln auf den Tisch, die dann mit Wasser aus einer Thermoskanne oder einem Wasserkocher aufgegossen werden.

Ideologische Gräben verlaufen entlang der Frage der notwendigen Wassertemperatur, vor allem aber zwischen den Besitzer\*innen der edlen Schatullen mit Beuteltee und den militanten Verfechter\*innen von losem Tee. Teebeutel meinen Letztere, seien doch nur die Abfälle der Teeproduktion. Bei Traditionsverliebten steht ein *Samowar*, die Modernen nutzen pragmatisch den Wasserstrahl der Espressomaschine. Durchgängig abgelehnt wird die doppelte Verwendung eines Teebeutels, dies gilt als ungebildet und ruft Erinnerungen an die sowjetische Mangelwirtschaft hervor.

Dann gibt es tausend individuelle Gewohnheiten. Eine Freundin berührte mich einmal sehr, als sie mir schwarzen Tee mit Zucker und Zitrone genauso zubereitete, wie es meine Großmutter tat. Geduldig zerdrückte sie mit einem Löffel eine große Scheibe Zitrone und etwas Zucker und übergoss die entstandene Masse mit heißem, stark aufgebrühtem schwarzen Tee – laut meiner Großmutter das beste Mittel gegen Migräne.

Unterschiede kultiviert man zuletzt über das verwendete Geschirr: in Deutschland gekaufte Teepötte mit albernen Sprüchen, Tassen die von Reisen erzählen, Petersburger *Lomonosow*-Porzellan, tadschikische Pialkas, elegante Designerstücke oder japanische Keramik. Die Teepraxen enthüllen bei genauer Betrachtung weniger Fragen kultureller Identität in der Diaspora als vielmehr solche der Klassenzugehörigkeit. Sie artikulieren milieuspezifische Vorstellungen von Kultiviertheit und Gastfreundschaft, tragen aber ebenso Spuren individueller oder familiärer Vorstellungen von Fürsorge und gutem Leben.

Fremd- und selbstethnisierenden Vorstellungen zum Trotz eignet sich das Teetrinken gerade nicht zur klaren Abgrenzung kultureller Gruppen. Es trinken schließlich nicht nur Ex-Sowjetbürger\*innen, russischsprachige Jüdinnen\*Juden oder Russlanddeutsche Tee. Die Vielfalt der Teepraxen verweist vielmehr auf die verflochtenen Geschichten imperialer, kolonialer und kapitalistischer Ökonomien, einen transnationalen Kulturtransfer und lokale Moden. Die großen Fragen nach so etwas wie ‚der Kultur‘ lösen sich in Alltagsgegenständen und Praxen des täglichen Lebens in ganz anderen Fragen auf. Sie können Ausgangspunkte für andere Geschichten einer Migrationsgesellschaft, mehr noch für die Reflexion überkommener Wahrnehmungsmuster werden.

Für Museen und Bildungseinrichtungen stellt sich hier die Herausforderung, ob und wie man diese Verflechtungen entlang alltäglicher Objekte erzählen kann, ohne sie ihren Lebenswelten, ihren haptischen, geschmacklichen und atmosphärischen Kontexten ganz zu entreißen. Denn es sind eben diese Gegenstände, mit denen marginalisierte Gruppen Räume für sich bewohnbar machen und Zugehörigkeit sowie Verbindungen nicht nur erzählen, sondern alltäglich leben.

### Periphere Verbindungen

Als Artefakt einer materiellen Kultur erzählt die Pialka zugleich Geschichten sowjetischen, russischsprachig-jüdischen oder russlanddeutschen Lebens in Zentralasien. Diese Geschichten sind im kollektiven jüdischen Bewusstsein, im postsowjetischen und erst recht im postmigrantischen Gedächtnis Deutschlands randständig. Sie berichten von der Deportation und Evakuierung sowjetischer Bevölkerung während des Zweiten Weltkrieges, der Arbeitsmigration der Sowjetunion der Nachkriegszeit und geben Einblicke in die verflochtenen Schicksale sowjetischer Minderheiten mit dem russischen und sowjetischen Kolonialismus. Während die Exilrouten europäischer Jüdinnen\*Juden in den 1930er Jahren über Marseille, New York oder Buenos Aires relativ bekannt sind, kennt kaum jemand die Fluchtgeschichten sowjetischer Jüdinnen\*Juden, die mit dem Zug nach Alma Ata und Taschkent kamen. Diese Erzählungen des anderen Überlebens in Stalins Sowjetunion werden erst seit ein paar Jahren erforscht.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>siehe u.a. Edele, Mark, Fitzpatrick, Sheila, Grossmann, Atina (Hg.) (2017): *Shelter from the Holocaust: Rethinking Jewish Survival in the Soviet Union*. Detroit: Wayne State University Press; Friedman, Ellen G. (2017): *The Seven, a Family Holocaust Story*. 1st edition. Detroit, MI: Wayne State University Press.

Sie werden hoffentlich in den nächsten Jahren weiter gesammelt und erzählt: Die Geschichten von Armenier\*innen, Jüdinnen\*Juden oder Russlanddeutschen, die in Zentralasien den Zweiten Weltkrieg überlebten, die dorthin geflohen waren, gewaltsam angesiedelt wurden oder in den 1950ern aus Russland, der Ukraine oder Weißrussland dorthin migrierten. Sie werden Einblick in die Migrations- und Aufstiegserfahrungen sowjetischer Minderheiten und ein Bild des sowjetischen Orientalismus geben.

Tadschikistan, Usbekistan und Kirgisien galten als sonnig und fruchtbar, man hungerte nicht. Jüdinnen\*Juden, Bildungsaufsteiger\*innen aus ukrainischen Arbeiter\*innenfamilien und ebenso die aus der sibirischen Deportation und Lagerhaft zurückgekehrten Russlanddeutschen, Arbeiter\*innen, Bäuer\*innen, technische und kulturelle Intelligenzija fanden in der sowjetischen Peripherie Überlebens- und Arbeitsmöglichkeiten, die ihnen im europäischen Teil der Sowjetunion schwer zugänglich waren. Zentralasien öffnete Bildungsaufsteiger\*innen enorme Möglichkeiten: Sie wurden Ärzt\*innen, Ingenieur\*innen oder Journalist\*innen – das ist die Geschichte meiner Familie, meines Großvaters und seines Milieus. Das soziale Gefüge in Zentralasien war zum einen durch und durch von russisch-sowjetischer Kultur dominiert, zum anderen standen, entsprechend der sowjetischen Nationalitätenpolitik, an der Spitze der Republiken, in den Behörden und Kulturinstitutionen Angehörige der nationalen Minderheiten. Auf den darunter liegenden Ebenen waren Russ\*innen, aber eben auch aufgestiegene Jüdinnen\*Juden und Russlanddeutsche, Armenier\*innen aus den europäischen Teilen der Sowjetunion tätig. In Zentralasien äußerte sich der Antisemitismus, der Rassismus oder die Verfolgung nationaler Minderheiten weniger aggressiv. So waren diese Gruppen oft besser gestellt als die Mehrheit der tadschikischen oder usbekischen Bevölkerung, die trotz des antiimperialistischen Selbstverständnisses der Sowjetunion als weniger zivilisiert oder traditionell galten und strukturellen Rassismus erfuhren. In enger Nachbarschaft lebend entstanden zwischen den verschiedenen marginalisierten Gruppen dennoch Freundschaften, kollegiale oder familiäre Beziehungen. Unter den Jüd\*innen machte man sich neue Gewohnheiten zu Eigen, begann tadschikischen *Plow* zuzubereiten, Wassermelonen zu essen und Tee aus Pialas zu trinken. Die jüdischen, ukrainischen und russlanddeutschen Minderheiten überwandern soziale Unterschiede. Zugleich reproduzierten sie in oft liebevollen, nichtsdestotrotz machtvollen Aneignungen orientalistische Bilder von volkstümlichen, lebensfrohen, jedoch weniger entwickelten Zentralasiat\*innen. Unterhalb des Diskurses der Völkerfreundschaft kursierten Versatzstücke von Alltagsrassismen gegenüber den Usbeken oder Tadschiken der Nachbarschaft. Zugleich erfuhren sie selbst Abwertungen, wenn die vermeintlich europäischeren Moskauer\*innen oder St. Petersburger\*innen abfällig auf sie herabschauten.

Russlanddeutsche sowie russische und jüdische Ex-Taschkenter\*innen oder Duschanbiner\*innen in Frankfurt oder in Leipzig teilen bis heute gemeinsame Erfahrungen, manchmal sogar mehr als mit ihren jeweiligen Landsmenschen oder Freund\*innen in den jüdischen Gemeinden. Über die Pialkas verlaufen unsichtbare Verbindungslinien zwischen den Erfahrungen sowjetischer Minderheiten, die sich in der Migration wiederbegegnen. Sie erzählen bisher kaum gehörte Geschichten

von sowjetischem Kolonialismus, Minderheitenbeziehungen und jüdischem Leben in Zentralasien.

*Darja Klingenberg, Über eine Teeschale. Oder von alltäglichen Gegenständen, flüssigen Bindungen und fließenden Grenzen postsowjetischer Migration, Berlin, 2019,  
[https://www.imberlin.de/sites/default/files/imb2018\\_darja\\_klingenberg.pdf](https://www.imberlin.de/sites/default/files/imb2018_darja_klingenberg.pdf)*